

Die Sache mit den Weihnachtsbäumen

„Kindheitserinnerungen aus dem Teutoburger Wald“

von Ingo Denart

Ich wurde im Heidental in einem alten Fachwerkhaus geboren, welches an Forstbedienstete vermietet wurde. Allerdings war dieses Häuschen so baufällig, dass schon in meinem Geburtsjahr ein Neubau errichtet wurde, in den wir kurz darauf umzogen. An die Zeit, in der wir in jenem Fachwerkhaus gewohnt haben, erinnere ich mich nicht mehr. Aber die Zeit, in der wir jenes leer stehende Haus, das mehr und mehr dem Verfall überlassen wurde, als Hauptquartier für unsere Bande (heute sagt man wohl eher "Gang" oder "Clique") erkoren hatten, habe ich noch gut im Gedächtnis.

Das Betreten dieses Grundstücks war verboten, es bestand Einsturzgefahr. Viele Fensterscheiben waren bereits zerbrochen, Putz und Farbe bröckelten überall ab und das schöne Fachwerkgebälk war von Würmern zerfressen und an vielen Stellen morsch. Überall standen im Sommer die Brennesseln meterhoch, aber die übervollen Kirschbäume im verwilderten Garten luden immer wieder dazu ein, uns die Bäuche mit ihren Früchten vollzuschlagen. Meist folgten darauf Bauchschmerzen, denn die Kirschen waren noch nicht ganz reif. Hätten wir abgewartet, bis sie dunkelrot und süß geworden wären, dann wären uns die Vögel des Waldes sicher zuvor gekommen.

Im Sommer hatten wir unsere Hauptquartiere in abwechselnden "Buden" - Baumhütten, abgedeckten Erdmulden oder versteckt in dichten Fichtenschonungen (auch hierzu wird es noch eine Geschichte geben). Im Winter war es dort aber zu kalt, zu nass und überhaupt total ungemütlich. Und obwohl uns alle vor dem Betreten meines Geburtshauses gewarnt hatten, erkoren wir genau dieses in einem Winter zu unserer "Zentrale". Wie in alten Fachwerkhäusern üblich, führten von einer großen Deele links und rechts Treppen in das Obergeschoß, wo sich kleine Kämmerchen unter dem schiefen Gebälk aneinander duckten, ihre Zimmerdecken waren so niedrig, dass wir Kinder uns schon beinahe beim Eintreten bücken mussten. Altmodische Tapeten bedeckten die Wände, an vielen Stellen fleckig, ausgeblichen oder stellenweise sogar ganz abgefallen. Überall roch es wie in einem alten Keller, was im Winter noch stärker auffiel, als im Sommer. Unvorstellbar, dass meine Familie hier einmal gelebt hatte! Wir aber wussten genau, auf welche Bretter wir treten durften und auf welche nicht. Das solideste Zimmer hatten wir uns ein wenig "eingrichtet". Die kaputten Fenster hatten wir mit Bauplane abgedeckt, einige Stühle und Sessel, die vereinzelt noch im Haus standen, hatten wir hier notdürftig geflickt und um einen wackeligen Tisch zusammengetragen, alte Kerzenreste erhellten den Raum und verbreiteten sogar ein wenig Wärme.

Hier trafen wir uns im Winter also regelmäßig nach der Schule oder in den Weihnachtsferien, und es wurde uns selten langweilig. Vor dem Haus stand ein uralter Opel Kapitän mit platten Reifen, der ursprünglich cremefarbene Lack war mit Rost, Vogelscheiße und Moos überzogen, doch dieser unschöne Anblick wurde in diesen Tagen von Schnee überdeckt, was die eleganten Linien des Wagens betonte und ihm ein Stück von seiner Würde zurückgab.

An das alte Fachwerkhaus lehnten sich kleinere Stallungen, teils grob gemauert, teils aber nur aus stärkeren Latten zusammengezimmert. Bisher hatten wir ihnen keine Beachtung geschenkt. Die Brennesseln und wilden Brombeerranken hielten uns im Sommer immer davon ab, diese Räumlichkeiten einmal genauer zu erkunden.

Wie in jedem Jahr wurden auch in diesem Winter vor dem Nachbarhaus, welches unweit unseres Hauptquartiers stand, von der Forstverwaltung ab der zweiten Dezemberhälfte Weihnachtsbäume verkauft. Auf einer großen Wiese wurden die Bäumchen in allen Größen angeboten - die an provisorisch errichteten Drahtzäunen angelehnt waren. Die Forstbediensteten saßen in einem kleinen Bauwagen mit einem Bullerofen, wo sie genau Buch über die verkauften Bäume führten. Außen war ein Metermaß angebracht, mit dem die Größe der jeweiligen Bäume und somit auch ihr Verkaufspreis ermittelt wurden. Zum Bezahlen wurden die Käufer in den mollig warmen Bauwagen gebeten, wo es auch immer einen Schluck Wacholder gab. Ich erinnere mich noch heute an diesen unvergesslichen Geruch aus einer Mischung von Feuer, Harz, Schnaps und dem Rauch von Zigaretten oder Pfeife.

An den Adventswochenenden nutzen wir diese Gelegenheit, unser Taschengeld ein wenig aufzubessern, indem wir den Käufern anboten, ihre Weihnachtsbäume bis hinauf an die Straße zu ihren Autos zu tragen. Dafür gab es dann immer einige Groschen Trinkgeld. Doch irgendwann wurde es den Forstbediensteten zu bunt. Vermutlich gingen wir ihnen auf die Nerven, weil wir immer wieder versuchten, einen Schluck Schnaps abzubekommen, weil sie sich vielleicht an den ein oder anderen Streich erinnerten, den wir ihnen gespielt hatten, oder weil sie dachten, wir würden die Käufer mit unserem „Service“ belästigen, und jagten uns schließlich fort.

Andi und ich saßen, nachdem wir den Schnee von den Sitzflächen gewischt hatten, auf einer Bank oben an der Straße, beobachteten das Treiben, ärgerten uns über das Versiegen unserer Einnahmequelle und sannten auf Rache. Gerade an jenem Sonntag herrschte Hochbetrieb. Aus dem Schornstein des Bauwagens stieg der Rauch in den klaren Winterhimmel. Neben dem Bauwagen stand ein Hauklotz, auf dem bei Bedarf ein Baum gekürzt oder unerwünschte Äste abgeschnitten werden konnten. Ich glaube, Andi und ich hatten in einer Sekunde dieselbe Idee.

„Da sitzen sie in ihrer warmen Hütte, trinken Schnaps und gönnen uns nicht mal die paar Groschen!“ brummte Andi und formte einen Schneeball in seinen Händen.

„Dabei sind die Leute froh, wenn wir ihre Bäume zu ihren Autos tragen“, entgegnete ich, formte ebenfalls einen Schneeball, warf in wütend in Richtung ebenjenes Häuschens und Andi tat es mir nach.

Wir waren zu weit entfernt, als dass wir es mit unseren Schneebällen hätten erreichen können, aber wir machten weiter und auf diese Weise unserem Zorn Luft. Ein Waldarbeiter trat aus dem Wagen und drohte uns mit erhobenem Finger, offenbar hatte er uns aus dem Fenster heraus beobachtet. Doch das stachelte unsere Wut nur noch mehr an: Wir schlichen uns aus einem Winkel, der vom Fenster nicht eingesehen werden konnte, an den Bauwagen heran und formten dort einen ordentlichen Vorrat aus Schneebällen, den wir hastig vom Hauklotz aus auf dem Dach des Bauwagens in der Nähe des Schornsteins deponierten. Wir mussten uns beeilen, damit die Schneebälle auf dem warmen Dach nicht schmolzen. Dann stiegen wir beide mit je einem Fuß auf den schmalen Hauklotz und warfen unseren ganzen Schneeballvorrat vom Dach in den Schornstein hinein. Das ging so schnell, dass die Waldarbeiter erst gar nicht begriffen, was los war, und schon quoll zischend

der Rauch des im Ofen erlöschenden Feuers aus dem Schornstein. Die Tür des Wagens sprang auf und einer der Kollegen meines Vaters, der ja auch Waldarbeiter war, jagte uns beiden hinterher, verlor aber seine Pantoffeln im Schnee und musste daher die Verfolgung abrupt aufgeben. Wütend fuchtelte er uns mit erhobener Faust hinterher. Für den Moment waren wir entkommen, aber ich ahnte schon, was mir blühen würde, wenn mein Vater davon erfuhr und das würde er ganz gewiss. Völlig außer Atem, was mehr der Aufregung als der Anstrengung geschuldet war, beendeten wir unsere Flucht im nahen Wald und lehnten uns dort lachend an den Stamm einer großen Buche.

Anschließend machten wir uns auf den Weg zurück in unser Hauptquartier und dachten über andere Möglichkeiten nach, unser Taschengeld aufzubessern, doch so recht wollte uns nichts einfallen. Ich war mit meinen Gedanken auch eher bei der Strafe, die mir drohen würde, wenn meine Eltern von unserem neuesten Streich erfuhren - und das so kurz vor Weihnachten.

„Was wohl dort im Schuppen ist?“ Andi hatte laut gedacht und seine Worte rissen mich aus meinen Grübeleien. Die Brombeerranken waren unter der dicken Schneedecke vergraben, die Brennesseln versperrten uns im Winter nicht den Weg und ehe wir uns versahen, standen wir vor einer großen Stalltür, deren rostiger Riegel mit einem fast ebenso verrosteten Vorhängeschloss zugesperrt war.

„Vielleicht gibt es ja irgendwo eine Lücke in den Brettern oder ein kaputtes Fenster?“ entgegnete ich. Ich hatte wenig Lust, dem letzten Streich gleich noch einen weiteren folgen zu lassen, aus Angst, die ganzen Weihnachtsferien im Stubenarrest verbringen zu müssen. Doch Andi war unbeirrbar und rüttelte an Riegel und Schloss. Vermutlich hatte er nicht geglaubt, damit etwas zu erreichen, aber Metall und Holz waren so marode, dass er plötzlich Riegel und Schloss in der Hand hielt; die Schrauben waren einfach aus dem morschen Torrahmen herausgebrochen. Ich ahnte, dass es für mich kein Zurück gab.

Das Tor ging nach außen auf und trotz des Schnees und den darunter verborgenen Dornenranken gelang es uns, es soweit zu öffnen, dass wir uns hindurchzwängen konnten. Unsere Augen gewöhnten sich schnell von der Helligkeit des Schnees in der Sonne an das Halbdunkel dieses Schuppens. Durch die größere Ritzen zwischen den Latten war bereits Schnee hereingeweht worden und das spärliche Licht, was dort hindurch fiel, erhellte den Raum genug, um Einzelheiten erkennen zu können: In einer Ecke lag ein Haufen altes Stroh neben leer stehenden Kaninchenställen, deren typischer Geruch trotz der Kälte und den vergangenen Jahren noch wahrnehmbar war. An einer Wand waren noch Brennholzreste aufgestapelt, daneben standen verrostete Schaufeln, Rechen und anderes Werkzeug, was mittlerweile unbrauchbar geworden schien. Und in einer Ecke des Stalls, die am dunkelsten war, da hier die Ecke aus groben Mauersteinen bestand und kein Licht hineinfiel, hoben sich schemenhaft die Umrise eines Mopeds von der Schwärze des Raumes ab! Daneben war ein alter einachsiger Bollerwagen hochkant an die Mauer gelehnt. Andi stieß einen leisen Pfiff durch die Zähne.

„Was haben wir denn da?“ Sofort hatte das Gefährt seine volle Aufmerksamkeit und ich ahnte im gleichen Augenblick, dass uns unser nächstes kleines Abenteuer bevor stand.

„Lass uns lieber gehen!“ schlug ich vor. „Wer weiß, wem das Ding noch gehört!“

„Wieso? Anschauen ist doch nicht verboten!“ grinste Andi mich an. Er wusste genau, dass ich wusste, dass es bei einem ‚Anschauen‘ nicht bleiben würde. Und er wusste genau, wie ängstlich ich in solchen Dingen war. „Das Schloss am Tor war so vergammelt, das ist schon seit Jahren nicht mehr benutzt worden“, versuchte er mich zu beruhigen, „und der alte Opel vor dem Haus ist auch ewig nicht bewegt worden. Vermutlich ist das Moped genauso schrottreif, wie der Wagen...“ und während er das sagte, fummelte er auch schon an dem Zweirad herum.

„Die Reifen sind auch platt“, konstatierte er, „aber es hat noch ein Nummernschild!“ Und schon hielt er den Tankdeckel in der Hand und versuchte in den Tank zu äugen. Aber es war zu dunkel und so klappte er den Ständer ein und schaukelte das Moped hin und her, in der Hoffnung, dass man das Schwappen von Benzin im Tank hören würde - nichts! „Hm, kein Sprit!“ Enttäuscht schraubte er den Tankdeckel wieder auf und schob das Gefährt ins Freie. Seine Augen leuchteten. „Sonst sieht das Teil aber noch echt gut aus! Ein bisschen rostig vielleicht, aber ich glaube, man könnte es fahren!“

Genau das hatte ich befürchtet. „Ich muss zum Essen“, sagte ich, um Andis Tatendrang etwas zu bremsen, aber er ignorierte mich beinahe.

„Wir brauchen Benzin, ein bisschen Öl für die Kette und eine Luftpumpe. Fahrradöl habe ich noch, das können wir sicher auch nehmen und eine Bügelpumpe habe ich auch. Kannst Du Sprit besorgen? Dein alter Herr fährt doch im Sommer auch immer mit seinem Moped zur Arbeit in den Wald! Vielleicht kann man da aus irgendeinem Kanister etwas abfüllen?“ Es war klar, dass Andi mit ‚man‘ natürlich ‚mich‘ meinte. Und es war klar, dass er dieses Moped wieder fahrtüchtig machen wollte. Und es war mir klar, dass er es dann auch fahren wollen würde und es nicht verstehen würde, wenn ich es lieber nicht täte. Also ergab ich mich - wie so oft - in mein Schicksal. Das mag jetzt vorwurfsvoll klingen, im Nachhinein möchte ich all diese Erlebnisse nicht missen, bei denen - weil mir oft der Mut fehlte - Andi die treibende Kraft war.

Also verabredeten wir uns für die Zeit nach dem Mittagessen, bei dem meine Eltern noch ganz umgänglich waren. Offenbar war der Streich vom Vormittag noch nicht zu ihnen durchgedrungen. Mit vollem Magen schlich ich mich in den Schuppen in unserem Garten, wo auch das kleine Motorrad meines Vaters stand. Ich füllte zwei Liter Benzingemisch aus einem Kanister in zwei Glasflaschen ab, die ich vorher aus dem Keller gepopst hatte und steckte mir noch eine Dose Kettenfett in die Jackentasche. Es war zwar für die Ketten der Motorsägen meines Vaters gedacht, konnte aber in diesem Fall sicher nicht schaden. Nach wenigen Minuten stand ich dann auch schon im Stall unseres Hauptquartiers, wo Andi bereits ungeduldig auf mich wartete. Das Moped hatte er bereits aufgepumpt und auch die Reifen des Bollerwagens, der nun nicht mehr an der Wand lehnte, waren prall gefüllt.

„Wo bleibst du denn?“ und - ohne eine Antwort abzuwarten: „Hast du den Sprit?“

„Klar!“ Ich hielt ihm die beiden Flaschen hin. Er grinste, denn ich hatte das Benzin in alte Apfelsaftflaschen abgefüllt. Und da man das Benzin leicht hätte mit Apfelsaft verwechseln können, hatte ich auf die Etiketten mit einem dicken Filzstift einen Totenkopf aufgemalt, aber Andi verkniiff sich einen Kommentar.

„Ich habe eine neue Geschäftsidee“, verkündete er stattdessen. „Wenn wir uns beim Weihnachtsbaumverkauf kein Trinkgeld mehr verdienen können, dann verkaufen wir halt selber Bäume!“

Ich dachte kurz nach. „Früher habe ich mit meinem Vater zu Weihnachten immer einen Baum aus dem Wald geholt. Dort gibt es sogar Edelfichten und die Stelle finde ich sicher wieder. Doch sie ist ziemlich weit weg - oben an der Kanzel in der Nähe vom Bielstein. Und es dauert lange, wenn wir von dort einen Baum holen...“, aber während ich diese Worte sagte, wusste ich auch schon wie naiv ich klang. Andi klopfte auf den Tank, in den er bereits Benzin eingefüllt hatte. „Dafür haben wir ja nun das hier!“

„Wie willst du denn mit einem Motorrad Weihnachtsbäume transportieren?“ fragte ich, doch mein Blick fiel dabei auf den Bollerwagen und Andi sah, dass sich eine Antwort auf meine Frage bereits erübrigt hatte. Ich fand im alten Werkzeug, dass im Stall herumlag, noch eine brauchbare Säge und war froh, wenigstens auch einen Teil zu unserem Vorhaben beisteuern zu können, während Andi bereits mehrere Male vergeblich den Kickstarter des Mopeds bedient hatte. Er wusste zwar ziemlich genau, wie man mit so einer Maschine umzugehen hatte, aber in seiner Aufregung hatte er nicht an den Benzinhahn gedacht. Meinem Vater war das auch schon mal passiert, daher war mir dieses Problem bekannt, obwohl ich ansonsten keine Ahnung hatte, wie man Moped fuhr. Kaum hatte ich den Benzinhahn geöffnet, sprang das Moped nach wenigen weiteren Versuchen tatsächlich an und Andi boxte mir fröhlich auf die Schulter, bevor er sich auch schon in den Sattel schwang, einen Gang einlegte und den verschneiten Schotterweg, der durch den Wald zu dem alten Haus führte, hinaufknatterte. Was für ein Kerl! Wir waren noch viel zu jung für den Mofaführerschein, aber Andi ging mit der Maschine um, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. In der Luft hing der blaue Rauch von Benzin und Öl, und durch den Wald schallte das Knallen der ein oder anderen Fehlzündung herüber, als Andi wieder mit strahlendem Gesicht zurückkam.

„Das Ding fährt wie ne Eins!“ jubelte er. „Willst du es auch mal probieren?“ Er hielt mir auffordernd den Lenker hin, aber ich lehnte ab.

„Erst mal lieber nicht“, wick ich vorsichtig aus. Doch das machte Andi nichts aus.

„Okay, dann sitzt du hinten und hältst den Bollerwagen fest.“ Er legte die Säge in den Bollerwagen, schwang sich wieder in den Sattel, ich kletterte umständlich hinter ihn und war mir in diesem Moment nicht sicher, wovor ich mehr Angst hatte: Selbst fahren oder hinter Andi zu sitzen und den Bollerwagen festhalten zu müssen. Aber mir blieb keine Zeit, länger darüber nachzudenken, denn schon knatterten wir die Straße Richtung Bielstein hinauf und ich musste mich mit aller Macht darauf konzentrieren, den Hänger mangels Anhängervorrichtung mit der Hand festzuhalten und im Gleichgewicht zu bleiben. Die Straße war glatt vom Schnee und beinahe wären wir ein ums andere Mal in den Graben gerutscht. Aber wir fuhren recht langsam und Andi gelang es immer wieder, die Maschine im letzten Moment abzufangen. Kurz darauf hatten wir den Schotterweg erreicht, der, soweit ich mich erinnerte, rechts in den Wald zu einer Schonung mit Edelfichten führte, die wir tatsächlich nach wenigen Minuten erreicht hatten. Bald hatte ich fachmännisch zwei schöne Bäume ausgemacht, ich wusste von meinem Vater, worauf es ankam: Die Äste sollten schön in Etagen gewachsen sein, damit Platz für Kerzen und Kugeln dazwischen war, der Stamm gerade und keine verwachsene Baumspitze. Mehr als zwei Bäume passten nicht auf einmal in unseren Hänger und ich hatte so schon Schwierigkeiten, das Gewicht der im Hänger hin und her schwankenden Bäume mit einer Hand zu halten, aber wir erreichten heile das Tal und deponierten die Bäume im Stall bei unserem Hauptquartier. Noch zwei Fahrten folgten an diesem Tag, so dass wir abends bereits sechs schöne Bäumchen beisammen hatten. Wir

beschlossen, sie am folgenden Tag in der Schule unseren Freunden anzubieten, vielleicht hätten ihre Eltern ja Interesse.

Und sie hatten! Bis Heiligabend hatten wir einige Weihnachtsbäume an die Eltern unserer Schulfreunde verkauft, welche dann natürlich mit Moped und Bollerwagen ausgeliefert wurden. Dafür mieden wir die Hauptstraße im Ort und nutzten stattdessen die Seitenstraßen. Zwar hatte das Moped ein Nummernschild, aber es war dennoch nicht zugelassen oder gar versichert und verkehrssicher war es ganz gewiss auch nicht. Aber wir hatten Glück und wurden nicht erwischt. Doch hatte der Weihnachtsmann oder das Christkind oder wer auch immer sich noch eine kleine Überraschung und eine gerechte Strafe für uns ausgedacht...

Am Morgen des Heiligen Abends klingelte unser Telefon. Mein Vater nahm das Gespräch an und reichte mir den Hörer. „Das ist wohl für dich“, sagte er mit ernster Miene, die nichts Gutes verhieß. Kaum hatte ich mich brav mit meinem Namen gemeldet, blaffte mich die Stimme am anderen Ende der Leitung an: „Euer Baum stinkt nach Katzenpisse!“

Dazu muss man wissen, dass früher - vielleicht sogar heute noch - manche Bäume mit einer Substanz eingesprüht wurden, die, sobald sie von der Kälte in die Wärme kamen, unerträglich zu stinken begannen. Das verhinderte zwar nicht den Diebstahl der Bäume an sich, aber konnte den Dieb schon den Heiligabend vermiesen. Und genau das war nun eingetroffen.

Wir hatten noch Glück im Unglück, denn nur zwei von unseren Bäumen war dieses Schicksal beschieden, doch was war zu tun? Die erbosten Eltern forderten natürlich Ersatz, und zwar auf der Stelle! Schließlich wollte man ja noch den Baum rechtzeitig schmücken und da war guter Rat teuer! Wir konnten nun schlecht weitere Bäume aus dem Wald holen, womöglich wären diese ebenfalls eingesprüht gewesen!

Ausgerechnet mein Vater half mir aus dieser Patsche. Er schnappte sich das Telefon und erwarb von den Restbeständen der Bäume, die bis Heiligabend nicht verkauft werden konnten, zwei Exemplare, die wir dann noch in der gleichen Stunde im Ort mit dem Moped als Ersatz für die „Stinker“ auslieferten und den Kaufpreis für den entstandenen Ärger erstatteten. So ist das Ganze doch noch recht glimpflich für uns ausgegangen, aber ich rechnete mit einer empfindlichen Strafe seitens meines Vaters.

Dieser verpflichtete mich jedoch „nur“ dazu, den gesamten folgenden Sommer den Rasen zu mähen, und im ersten Moment atmete ich auf, glücklich darüber, so leicht davon gekommen zu sein. Doch diese Meinung würde ich in den folgenden Sommermonaten noch revidieren, denn unser Grundstück war sehr groß und mein Vater hatte unseren Nachbarn - einem älteren Ehepaar - großzügig angeboten, dass ich auch selbstverständlich ihren Rasen mähen würde...